

Wie sich unsere Lotte verlobte.

Von Margarete Stabler.

Unsere Lotte ist die jüngste von fünf Geschwistern, der Lieblichste aller, das Nesthäkchen. Aber man darf sich des halb nicht etwa ein überzartes, verwöhntes Dingelchen vorstellen, ganz im Gegenteil. Sie ist ein großes, zwar schlankes, aber kräftiges Mädchen mit einem biden, braunen Defreggerkopf, großen, schwarzbraunen Augen und einem keden Stumpfnäschen im Weiß und Roth ihres hübschen Gesichts. Sie ist immer lustig und immer auf den Beinen, in aller Morgenfrühe mit der Mutter in Küche und Milcheller oder mit dem Vater auf den Feldern oder auf der Jagd. Natürlich beherrscht sie das ganze Haus, seit die beiden Schwwestern an Gutsnachbarn verheiratet sind. Den Vater nennt sie „Chef“, zu seinem größten Gaudium, und die Mutter „Kleinchen“. Und wenn die beiden Brüder, zwei stattliche Gardeleutnants, zum Besuch kommen, heißt es: „Nun sind unsere drei Jungens wieder mal beisammen.“ Denn von klein auf hat sich unsere Lotte mehr zu den Jungen wie zu den Mädchen gehalten. Ihre Puppen sahen nothdürftig bescheiden alle mit- und durcheinander im Puppenwagen, wobei das „Bab“ gewöhnlich die „Braut“ auf dem Schooße hielt. Lotte aber toste mit den beiden Brüdern Fritz und Karl und Oberförster Hausdorfs Gutsbau im Hofe und Garten umher, und die ganze Zedelfamilie schloß sich mit jauchzendem Geßel an. Wenn die Lotte las oder lernte, that sie das am liebsten in lustiger Höhe, und man mußte noch Gott danken, wenn sie nicht plötzlich aus den Zweigen der großen Linde vor dem Haus, wo sie sich gern aufhielt, auf die Nase fiel.

Doch diese „Sturm- und Dranaperiode“ ging glücklich vorüber; Fritz und Karl kamen nach Vorkursen in die „Adelntenfabrik“, wie Lotte sagte, und Oberförsters Gustav wurde nach Berlin aufs Gymnasium geschickt.

Damals hatte Lotte einen halben Tag bitterlich schluchzend auf der Linde zugebracht, dann war sie wieder die Alte, wenn sie auch erklärte: „Ohne die Jungst ist es bloß ein halbes Leben!“

Aber auch das „halbe Leben“ machte ihr ungläublichen Spaß, da sie die seltsame Gabe besaß, Menschen und Thiere mit warmer Frömmlichkeit zu lieben und allen Situationen die heiterste Seite abzugewinnen.

Um so mehr mußte es uns auffallen, daß sie plötzlich, ohne besonderen Grund, anfang, stiller und gesetzter zu werden. Das trübte mit schweigendem, aber leidenschaftlichem Haß behandelte Klavier wurde jetzt plötzlich als „Lieblingsmüßel“ betrachtet, und ihre hübsche Stimme klang, wenn sie uns Abends all die alten Volkslieder sang, die wir so liebten, orrendlich zu Herzen gehend. Diese Veränderung datierte seit Helene's und Martha's, ihrer älteren Schwestern, Doppelhochzeit. Was da eigentlich daran schuld war, läßt sich schwer sagen. Es war eine verquälte Hochzeit; ich sehe noch den statlichen Brautzug, durch den sommerlichen Park zur geschmückten, kleinen Dorfkirche wandern. Woran die beiden strahlenden Brautpaare, dann unsere schmunden Hüfantenleutnants mit ihren Damen, den zwei Oberförstern, hierauf Gustav in der steifbann Uniform des Postreferendar's mit der schönen Schwester von Helene's Bräutigam Hans Rudhardt, die noch dazu nicht nur über den poetischen Namen „Ines“ verfügte, sondern gleichzeitig die seltene Eigenschaft besaß, wienertlich zu sprechen, was ihr in den Augen unserer Jungen einen großen Reiz verlieh. Den Schluß des Zuges machte Lotte, ein eben „ausgewachsener“ reißender 16jähriger Bäckfisch, mit Georg Heller, dem Bruder von Martha's Bräutigam. Sie sah allerliebste aus im duffigen, weißen Kleid — dem ersten wirklich langen! — und einem Kranzchen von Moosrosen im Kraushaar, und ich für meine Theil fand sie viel schöner als die vielgepriesene Ines. Aber eine Großmutter wie ich ist nicht unparteiisch im Urtheil, und da meine beiden Entsetzöbne für „ein geradezu verführerisches Weib“ erklärten, — diesen weltmännischen Ausdruck waren sie dem Berliner Leben und ihrer Würde schuldig! — und versicherten, Gustav sei ebenfalls „birekt weg“, mußte ich mich bescheiden. Und als sie sagten: „Ne, Großmutter, sei nicht böse, aber von Frauenreizen verheißt Du nicht die Bohne!“ schweig ich in meines Nichts durchbohrendem Gesichte.

Auf die unruhigen Wochen, welche der Hochzeit vorangingen, folgten um so stillere, und wenn ich auch meine Beobachtungen für mich behielt, so war ich doch überzeugt, die Lotte, hatte irgend etwas. Nicht etwa, daß sie fauerföpplich war, o nein! Aber sie konnte stundenlang bei einer Nadelarbeit sitzen, auch waren selten einmal ihre gewohnten Schelmenstreiche zu verzeichnen. Und als im Winter die Wäße kamen, tanzte sie zwar flott, versicherte aber offen: „Weber ist mir's schon, wenn ich nicht zu geben brauche; es gefällt mir nicht!“ Dabei wurde ihre Stimme immer schöner, und wenn sie Sonntag in der

Kirche sang, so lautete nicht nur der alte Kantor, ihr Lehrer, und wir, sondern die ganze Gemeinde mit innigem, Entzücken. So vergingen zwei Jahre in den üblichen kleinen Leiden und Freuden des Alltags, die man auf einem großen Gut noch mehr empfindet als in der Stadt. „Tages Arbeit, Abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste“ stand nicht umsonst in Holzbrandarbeit über der Thür unseres Eßzimmers.

Im eigentlichen Familienleben hatte sich nichts geändert, außer daß bei Rudhardt's und Heller's die Babies anlangten, welche Lotte mit Begeisterung hegen und pflegen half. Hausdorfs waren unsere häufigen Gäste, und wir waren auch oft in der gemütlichen Oberförsterei, wo es, seit Gustav als Assessor dort zeitweise thätig war, noch hübscher war als vorher, wenn auch das junge Volk den alten barmhosen Ton aus der Kinderzeit gar nicht so recht wiederfinden konnte.

Aber noch ein anderer war es, der jetzt unseren Kreis häufig ergänzte, und zwar der neue, junge Pfarrer Namens Neubert.

Es war ein lieber, schlüchter Mann, der Sonntags mit verklärtem Gesichte auf Lottes Gesang lautete und in der Woche endlose Konferenzen über den Kinbergottesdienst, den sie leitete, und die von ihr treulich gepflegten Dorfsermen mit ihr führte.

Natürlich dachte ich mir mein Theil, aber weder mein Sohn noch die Schwiogereltern glaubten meinen Prophezeiungen. Bald aber kam, wie Fritz Reuter sagt, „de Sat taum Sour“. Es war ein schöner Sommerabend, und gerade fing es an, dämmiger zu werden. Ich sah mit meinem Strichzeug allein in meinem netten Stübchen auf dem Fenstertritt, von wo ich meine ganze Welt, in der ich jung gewesen und alt geworden war, überschauen konnte: den Garten, den Gutshof und drüben am Walde ein Stückchen Gotesacker. Da klopfte es, und die Lotte kam herein. „Großmutter“, fing sie an und sah ganz bestimmet aus, „denk Dir, ist das nicht schrecklich? Pastor Neubert hat um mich angehalten! Und Papa ist so unzufrieden, daß ich nicht „Ja“ sagen will.“

Ich streichelte ihr beruhigend die heißen Wangen. „Und warum willst Du denn nicht, Kind? Hast Du ihn nicht gern?“

„Riesig gern. Großmutter, das ist es ja eben! Es wird mir furchtbar schwer, ihm weh zu thun, aber richtig lieben thue ich ihn nicht, nicht mit der „großen Liebe“, weißt Du. — Und Papa sagt, das schadet nichts.“

„Ja, Lotte, das ist eine schlimme Sache. Die große Liebe bezeugt nicht jedem. Und dann ist sie nicht immer glücklich — und wenn man seinen Erwählten wirklich bekommt, dann hält sie nicht immer vor im Treiben und Sorgen des Alltags.“

„Aber ich möchte wenigstens noch daran glauben können, Großmutter“, sagte sie und sah sich bittend mit den großen, schwarzbraunen Augen an, „ich kann mir auch nicht denken, daß sie bei mir nicht vorhätte!“

Da war ich nun geschlagen, denn das konnte ich mir auch nicht denken. Und so sagte ich nur: „Wüßtest Du denn einen andern, Lotte?“

Da sagte sie nichts, sondern wurde dunkelroth, sah sie mich um und gab mir einen langen Kuß. „Er will mich aber nicht haben, Großmutter“, flüsterte sie ganz leise — dann war sie fort.

Der arme Pastor Neubert aber bekam in aller Freundschaft den Absagebrief, so schonend wie möglich.

Sechs Wochen später stand bei uns wieder einmal das Haus auf dem Kopf, es waren alle Hände voll zu thun zur Jagd, bei welcher Gelegenheit gewöhnlich viele Gäste kamen. Martchen, meine Schwiogereltern, und Lotte bereiteten riesige Schüsseln Weißsauer, die Mamsell arbeitete von früh bis spät mit dem Schweinefleisch, und durch das ganze Haus zog ein köstlicher Duft von frischem Kochen.

Fritz und Karl waren gekommen, und noch viel Besuch wurde erwartet, wofür es viel Arbeit gab, so daß man wirklich froh war, Abends bei einem Gläschen Punsch, den die Leutnants gemeinschaftlich mit ihrem alten Freund Gustav gekaut hatten, behaglich beisammenzuseßen zu können.

Es war ein hübsches Bild, an welchem ich alle Frau meine Freude hatte. Die Oberförsterin und Martchen saßen auf dem Sopha, und Flossie, die Zedelmutter, lag auf ihrem Schooße, mit den klugen Augen sinnend von einem zum andern schauend, so daß sie interessirt dem Gespräch zu folgen schien.

Der Oberförster und mein Sohn spielten Schach, und die jungen Leute „machten Unfinn“, und das helle, fröhliche Gelächter hörte nicht auf. Ueber Allem lag der milde Schein eines großen, zum Kerzentronleuchter umgebenen Hirschgeweihs, der so viel freundlicher ist, als das grelle Glühlicht. Auch meines lieben seligen Mannes großes Delbrot war voll und warm beleuchtet, und er schien mit theilnehmendem an unserer Freude. „Na, Kinder, jetzt laßt mal was Vernünftiges hören!“ rief mein Sohn und klappte das Schachbrett zu. „Lotte!

Singen! Mir ist's „Liedlich“ zu Muth!“

Es ist eine von Lottes guten Eigenschaften, daß sie sich nicht ziert, und so erklang denn bald eines unserer Lieblingslieder nach dem andern.

„Aber jetzt habe ich eine große Bitte“, sagte der Oberförster plötzlich, „die heimliche Liebe, Lottden!“ Und dann fing er selbst mit seinem dröhnenden Bass an: „Kein Feuer, keine Kohle!“

Lotte behauptete, die Noten verlegt zu haben und das Lied nicht auswendig zu wissen — aber die Brüder brachten es im Triumph herbei, so daß keine Ausrede galt und die liebe, alte Weise durchs Zimmer gah. Ich weiß nicht, ich verstehe ja nichts davon und will gern glauben, daß Schubert und Schumann und Brahms und wie sie alle heißen, viel schönere Sachen geschrieben haben. Aber wenn sie jetzt so thun, als hätte man früher noch gar nichts gekannt, das macht mich orrendlich böse! Die Klugschwäger hätten nur einmal die Lotte hören sollen, wie sie die „heimliche Liebe“ sang!

Als sie geendet hatte, seufzte unser Karl, „Mastertief“, um mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen, und wiederholte mit unbeschreiblichem Ausdruck:

„Ach ja-a-a, von der nie-hi-mand nichts weiß!“

Die Mädchen lachten, Lotte machte ein ungläublich unbefangenes Gesicht und Oberförsters Gustav hob mit großer Umständlichkeit eine Walmu auf, die ihm einfallen war.

Am andern Tage erschienen die übrigen Gäste, und das Mittagessen zog sich bis lang in den Abend. Zu später Stunde wurde plötzlich ein Mädchen für Lotte abgegeben, und als sie gar nicht damit erziehen, trieb mich die Neugier zu ihr hinein.

Sie stand mitten in ihrem kleinen niedlichen Mädchenstübchen, das außer Blumen und Kanarienvogel wenig Liebesflüßiges enthält, am Tisch und hielt etwas in der Hand, auf das sie mit verklärtem Gesicht herabblökte und das sich bei näherer Prüfung als — ein Pfefferkuchenzer erwies!

„Großmutter, Du!“ sagte sie leise und dann fiel sie mir plötzlich um den Hals und weinte. Aber ich merkte es wohl, diese Thränen thaten ihr nicht weh.

Dann gab sie mir das merkwürdige Herz in die Hand. Es war ein recht geschmackloses Ding, um der Wahrheit die Ehre zu geben. In weicher Zuckerschrift auf rothem Untergrund stand das ganze Lied von der „heimlichen Liebe“ darauf, von „Kein Feuer, keine Kohle“ bis „wie treu ich es mein“ und „Gustav“ stand darunter.

Ich schüttelte den Kopf, sagte aber kein Wort, um ihr die Freude nicht zu verderben. Lieber Gott, es ist nun einmal so! Wenn der Geliebte einen Beterfilsenstrauch sendet, um seine Gefühle zu erklären, so würde auch der freudige Gefühle hervorruhen, und sehr viel geschmackvoller fand ich das Herz auch nicht. — Da aber fürmte jemand die Treppe herauf, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, und natürlich war das der Herr Hofrath Professor. In der Hand trug er ebenfalls so ein kleines, roth und weißes Ungeheuer, „Lotte“ unterzeichnet, so viel ich sehen konnte.

„Lotte, hast Du mir das Pfefferkuchenzer geschickt?“ hörte ich ihn noch sagen, dann ging ich eilig zu den anderen hinüber, denn ich mußte, die beiden hatten einander viel zu sagen. Gleichzeitg aber kam mir blyhartig die Erkenntniß des näheren Zusammenhanges; ich ging also ins Wohnzimmer und „taufte“ mir mein Entsetzöbchen Karl. „Es ist schade, mein Junge, daß Du keinen Pfeil und Bogen trägst oder ein Paar Flügel“, sagte ich, so sanft ich konnte.

„Wie meinst Du das, Großmutter?“ fragte er und versuchte kindlich-liebtlich auszufragen.

„D, nur so,“ verstehe ich, „es würde so gut zu Dir passen! Denn der andere Amor zielt doch nicht auf Pfefferkuchenherzen, soviel ich weiß.“

„Großmutter, Du bist ein famoser Kerl!“ sagte er anerkennend. „Daß Du so schnell den gültigen Wohlthäter erkannt hast! Natürlich bin ich es, der das Herrliche vollendet! Kannst Du Dir denken, daß dieser Mensch, der Gustav, bis über die Ohren in Lotte verliebt ist und trotzdem wanken wollte, bis er selbst genug hätte, um eine Frau zu ernähren? Als Hofrath Professor! Aber zum Glück bin ich auch noch da.“ fügte er voll Stolz hinzu, und redete seine schlankte Gestalt hoch auf. „Die zwei Scheufäuler sind natürlich von mir, und nun wird die Jagd erst Spöß machen, weil er uns nicht immer die besten Prachtstücke vor der Nase weg-schleichen wird; Bräutigams treffen nie etwas! Aber ich muß gehen und den Alten vorbereiten.“

Währenddessen kamen sie denn auch an, glücklich und verlegen, die beiden Liebenden, um mit der Mutter zusammen, der sie inzwischen geduldet hatten. Papas Erlaubniß eingeholten. Natürlich wurde der „dritte Sohn des Hauses“ gern empfangen, während Oberförsters strahlend die erwünschte Schwiogereltern umarmten.

Und dann war der allgemeine Jubel groß, und als wir wieder um den all-

gemeinen Tisch im Wohnzimmer saßen, auf welchem die große Punschbottle dampfte, erhob sich der Kantor und sagte: „Ein volles Glas gebührt diesmal der Frau Rusta und ganz besonders ihrem Diener, dessen Namen man nicht mehr weiß, der uns die schöne Weise erfand von der „heimlichen Liebe“.“

Und unter all den Hochrufen, die nun folgten, merkte es Niemand, daß Gustav und Lotte sich ganz ungenirt einen Kuß gaben.

Karl aber sah am Klavier und sang aus voller Kehle das alte Schnada-hüßli:

Was braucht denn ein Jäger? Ein Jäger braucht nur Als ein schwarzbraunes Mädel, Einen Hund und 'ne Büchse!

Der Alte im Bart.

Dieser Tage waren es 50 Jahre, seit der „Alte im Bart“, wie die Berliner den langbärtigen Turnvater Jahn in seinem vordergerückten Lebensalter allgemein zu nennen pflegten, gestorben ist. Sein Lebensbild versteht uns in Zeiten nationaler Begeisterung, in die Mitte der Befreiungskriege, und bietet uns ein Stück deutscher Kulturgeschichte. Die Persönlichkeit des populären Turnvaters ist wegen der vielen Wunderlichkeiten, die ihm persönlich anhafteten, nicht leicht zu verstehen, und man kommt nur zu leicht in die Gefahr, diesen trefflichen Mann nicht nach Gebühr zu würdigen. „Der Jahn“, wie er sich mit stolzem Selbstbewußtsein zu nennen liebte — er stellte sich nämlich stets mit derselben Redewendung vor: „Ich bin der Jahn“ — offenbar auch als Persönlichkeit in seiner Schrift über das deutsche Volkthum — Jahn ist der Erfinder des Wortes „Volkthum“, einer Schrift, die trotz aller darin vorkommenden Unvorslichkeiten für jene Zeit von unschätzbarem nationalen Werth war. Blicher nannte es das deutschste Wehrbüchlein. Es war das hohe Lied von der deutschen Einheit, das damals vielfach als romantische Schwärmerei belacht wurde. Leider hat Jahn aber durch seine vielen persönlichen Seltensheiten und Schrüben der guten Sache, der er sein Leben lang mit glühender Begeisterung diente, unbewußt sehr geschadet, um so mehr, als seine Wunderlichkeiten mit der Zeit so sehr alles Maß überstiegen, daß sich selbst wohlmeinende Leute von ihm abwendeten, die für seine Turnerei, durch die er in ganz Deutschland, besonders aber in Berlin so berühmt geworden ist, mit allem Eifer eintraten.

Kurz, Jahn war persönlich ein wunderlicher Kauz. Sein ganzer Lebensgang von der Kindheit bis in's Greisenalter ist eine Kette von mitunter recht schnurrigen und abentheuerlichen Episoden. Er stammte aus der Prieznitz, wo er in dem Dorfe Lang am 11. August 1778 als Sohn des dortigen Pastors geboren wurde. Auf dem Gymnasium zu Salzwedel war er der „Störer der Schulordnung“ und ging auf den ihm ertheilten Rath ab, um in Berlin seinen ersten Einzug zu halten. Hier trat er in das Gymnasium des grauen Klosters ein, aber auch hier war er so unverträglich, daß er plötzlich nach kurzem Aufenthalt ohne jeden Abschied Berlin verließ. Seine Kleidungsstücke ließ er vor dem Kottbuscher Thor liegen — sie werden wohl danach gewesen sein — man glaube daher, daß er beim Baden verunglückt sei. Bald darauf bezog er die Universität Halle, um Theologie zu studiren, wiewohl diese aber bald lints liegen und wiewohl sie der deutschen Geschichte und Sprache. Hier trat er gegen die ihm verhassten Landsmannschaften auf, er wurde in Verzug gethan und lebte in bescheidenen Verhältnissen. Wie ein Wilder hauchte er in einer Höhle, in den Felsen, die sich bei Giebichenstein unterhalb Halle hinziehen. Die Höhle heißt noch heute „Jahnshöhle“. Er hat sie sich selbst ausgepugnet, er lebte darin einen ganzen Sommer als Einsiedler und ist nur einmal täglich nach dem gegenüberliegenden Dorf Kröllwitz gekommen. Auch hatte er dort ein Stück Land gepachtet und baute Kartoffeln, welche den hauptsächlichsten Theil seiner Nahrung bildeten. Später besuchte er die Universitäten Jena und Greifswald. In Greifswald wurde er relegirt, und alle seine Biographien stimmen darin überein, daß sein Leben das eines wilden Gesellen und kein Abschied recht unheimlich war. Nachdem er in Medlenburg als Hauslehrer gewirkt, wollte er an der Universität Göttingen Vorlesungen halten, aber es wurde nichts daraus. Als der Krieg von 1806 begann, eilte er zum Heere, das sich in Thüringen sammelte. Er machte den Feldzug als freiwilliger Hüthling mit. Nach längerem Wankelwerden kam er nach Berlin. Er wurde dann Lehrer am Grauen Kloster, wo er sich wegen seiner Grobheit mit dem Direktor überwarf, und später bei der Plamannschen Erziehungsanstalt, deren Schüler später Bismard wurden.

Jetzt begann er die Turnerei zu betreiben. Zunächst gingen nur einige Schüler mit ihm in Feld und Wald, dann immer mehr und mehr, bis sich eine Anzahl Knaben zusammenfanden, so daß im Frühjahr 1811 der erste Turnplatz in der Hasenheide eröffnet wurde. Demals kamen durch Jahn die Benennungen „Turnkunst“, „turnen“, „Turnplatz“ auf. Jahn war aber nicht

extra der Begründer des Turnens, gymnastische Übungen wurden schon lange vorher geübt, und der Kammergerichtsrath und berühmte Dichter C. A. A. Meynert, der in dem späteren Jahn'schen Prozeß Dezerent war, beronte in seinem Bericht ausdrücklich: „Neu ist daran nichts als der Name.“ Dennoch ist und bleibt Jahn der Vater der Turnkunst, wie er sie gestaltet hat, der er den Namen und den ihr eigenthümlichen Charakter gegeben hat.

In den Familien entstand aber ein großer Lärm wegen dieser Neuerung, besonders waren die Mütter auf Jahn'schelei zu sprechen. Die Jungen gerissen nämlich beim Turnen jedesmal die Hosen, so daß die Mütter schließ lich rebellisch wurden. Da tam Jahn auf einen profischen Gedanken. Die Knaben trugen enge, lückene Beinkleider, die stets an Knie plakten. Das war unpraktisch, die Kleidung mußte geändert werden, und nun erfand Jahn die Turnerkleidung von grauer Leinwand. Das wirkte erst recht wie eine Bombe. Die neue Turnerkleidung erregte allgemein unwilliges Kopf-schütteln. Erst später ließ Jahn sich den Vorkatzen stehen, den er zu einer unbändigen Länge und Breite wachsen ließ. Das war auch eine unerhörte Neuerung, die ihm so sehr verdacht wurde, daß er in seinem späteren Prozeß zu seiner Vertheidigung erklärte, daß der Bart auf ärztlichen Rath als Vorbeugungsmittel gegen eine Drüsenkrankheit habe wachsen lassen. Die neue Kleidung der Turner wirkte aber auch sonst reformatorisch. Bis dahin hatte sich unter den Schülern ein Kastengeist und Rangunterschied geltend gemacht, der nun mit der gleichen Kleidung mit einem Schläge aufhörte. Auch war es von hohem Werth, daß Jahn, der ein so wüthendes Vorleben zurückgelegt hatte, nun in den Turnern auf strenge Zucht und Sitte hielt. Unerbittlich schloß er solche Schüler aus, die in ihren Sitten verdorben waren. Alles Nachwerk war verboten. Für den Hungrigen stand Brod und Salz in der Nähe, für den Durstigen ein Krug Wasser. Tabak und Branntwein war in Acht und Bann gethan.

Das Turnen fand bald trotz aller Bedenken allgemeinen Beifall, wozu die Deffentlichkeit der Übungen viel beitrug. Viele Hunderte von Zuschauern jeglichen Standes umgaben stets den Turnplatz. Auch Bücher beschrte den Turnplatz öfter mit seinem Besuch und pflegte an die Turner Ansprachen zu halten, die aber den Franzosenhader Jahn nicht sehr entzückten, weil der alte Haudegen die Turner „Messieurs“ anredete. Jahn hatte es sich nämlich neben den Leibesübungen zu Hauptaufgabe gestellt, in seinen Schülern den Haß gegen die Franzosen zu ermeden und ihre Begeisterung für die Befreiung Deutschlands von fremdem Joch zu entfachen.

Im Jahre 1810 gründete er eine Verbindung, die in späteren Jahren in sein Leben tief einschneiden sollte. In einem Novemberabend tam in dem „Düsteren Keller“ in der Nähe des Kreuzbergs unter Jahn's Leitung ein Kreis von Männern zusammen, welche sich hier der Befreiung des Vaterlandes vom französischen Joch und gründete dazu den „Deutschen Bund“. Bald darauf gab Jahn die erste An-regung zur Gründung der Deutschen Vurichenschaft und gehörte auch zu den Mitbegründern des Lüchow'schen Freikorps. Die Erziehung der Jugend verlor er aber dabei nicht aus den Augen. Als er eines Tages am Brandenburger Thor vorüberging — Napoleon hatte bekanntlich die auf dem Thore befindliche Viktoria nach Paris entführt — fragte er einen Knaben, wo die Viktoria wäre, und was er sich dabei dachte. Der Junge antwortete: „Die Viktoria haben die Franzosen nach Paris genommen, und ich denke mir nichts dabei.“ Schwapp, bekam der Junge eine kräftige Ohrfeige. „Nun denkst Du ein ander Mal dabei“, herrschte er den Jungen an, „daß Du helfen mußt, daß sie von Paris zurückkomme und wieder auf's Brandenburger Thor.“ Diese Episode sprach sich sofort in der ganzen Stadt herum, und die Berliner erklärten Jahn für verrückt.

Im Lüow'er Freikorps kommandirte er als Hauptmann das dritte Bataillon. Da hat er sich aber recht seltsam benommen. So berichtete Fröbel: „Jahn lebt in seiner Kantonnierung wie ein kleiner Satrap oder asiatischer Despot, er fährt immer mit vier Pferden, einen Mann vor, einen hinten, zwei neben dem Wagen.“ Das spielte während des Waffenstillstandes im Juli 1813, wo er im Schloße zu Schönhausen, dem Geburtsort Bismard's, kantonirte. Hier wollte er auch zwei Marktenderinnen, die er als Verführerinnen seiner Leute ansah, Gassen laufen lassen. Bismard's Mutter hat mit liebenswürdigem Beredtsamkeit um Zurücknahme der Maßregel, Jahn blieb aber unerbittlich. Bald darauf nahm er seinen Abschied, den er damit begründete, daß unter den höheren Offizieren viele seien, die ihn nicht zu begreifen wüßten.

Trotz all dieser Wunderlichkeiten mußte man Jahn's Verdienste zu schätzen, ja er wurde im Jahre 1817 sogar hoch geehrt durch die Verleihung der philosophischen Doktorwürde, die ihm die Universitäten zu Jena und Kiel zu theil werden ließen, und auch der russische Kaiser zeichnete ihn durch den Wladimir-Orden aus.

Später erhielt er nachträglich auch das Eisene Kreuz. Vorher hatte er aber viel Ungemach zu ertragen. Dem Turnen erlitten mächtige Feinde, die Turnplätze wurden gesperrt und Jahn als „geheimer, hochverrätherischer Verbindungen verdächtigt“ verhaftet und auf die Festung Spandau gebracht. Insbesondere wurde ihm die Gründung des „Deutschen Bundes“ zum Vorwurf gemacht, den man für ein hochverrätherisches geheimes Bündniß hielt. Nachdem der Prozeß Jahre lang geschwebt hatte, wurde Jahn endlich am 15. März 1825 freigesprochen. Eine volle Freiheit wurde ihm aber nicht gewährt. Es wurde ihm die Verbindung auferlegt, daß ihm der Aufenthalt weder in Berlin und einem Umkreise von zehn Meilen, noch in einer Univeritäts- oder Gymnasialstadt erlaubt werde, und daß er da, wo er seinen Wohnsiß künftig wählte, unter polizeilicher Aufsicht verbleibe. Eine Pension von tausend Thalern wurde ihm belassen. Jahn wählte nun die Stadt Freiburg an der Un-strut zu seinem Aufenthalt, mußte aber später, da er dennoch Verbindungen mit Gymnasialen der Nachbarstädte unterhalten hatte, nach dem Städtchen Köseda übersiedeln, wo er sieben Jahre lebte. Bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's des Vierten wurde endlich die über ihn verhängte polizeiliche Einschränkung aufgehoben, und in demselben Jahre erhielt er erst das Eisene Kreuz. Jahn zog nun wieder nach Freiburg, wo er am 15. Oktober 1852 nach kurzem Krankenlager starb. Im Jahre 1872 wurde in der Hasenheide das prächtige Denkmal entführt. Die Stadt Berlin aber hat ihn dadurch noch besonders geehrt, daß sie in den Reliefdarstellungen an dem Monumentalbau des Rathhauses Jahn's kraftvolle Erscheinung den Gestalten eines Schornhorns, Gneissenan, Arndt, Nichte und Schleitermacher zugesellen ließ.

Der wahre Erfinder der Steinkohlengas-Beleuchtung.

Allgemein wird angenommen, daß der Schotte William Murdoch Erfinder der Gasbeleuchtung sei und diese zu Redroth in Cornwall, wo er wohnte, zuerst im Jahre 1792 ausgeführt habe. So meldet auch ein Gedenkbuch, der später an dem Hause, wo er seine erste Gasflamme anzündete, angebracht worden ist. In Wahrheit aber gebührt der Ruhm, die Gasbeleuchtung erfunden zu haben, dem niederländischen Chemiker Jan Pieter Minckelers, der am 2. Dezember 1748 zu Maastricht geboren wurde. Im Jahre 1783 hatte Professor Charles einen Luftballon mit Wasserstoffgas gefüllt und zum Steigen gebracht, und dies bewog den Herzog von Arenberg, eine Kommission zusammenzubringen, welche sich mit dem Studium der für Füllung von Luftballons geeigneten Luftarten beschäftigen sollte. Diese Kommission bestand aus drei Professoren der Löwener Univerität, unter denen sich Minckelers befand. Dieser entdeckte, daß aus der Steinkohle eine entzündbare Luftart gewonnen werden könne, welche durch ihre Leichtigkeit einen Ballon zum Steigen bringe. Versuche hiermit wurden zur vollen Befriedigung im Schloßherm des Herzogs von Arenberg ausgeführt. Aber auch die Brennbarkeit dieses Steinkohlengases verwendete Minckelers, indem er 1785 seinen Hörfaal mit dem Gase beleuchtete. An dieser Thatsache ist gar nicht zu zweifeln, da sie von Schülern des Löwener Professors bezeugt ist, auch hat dieser in seiner 1784 erschienenen Schrift über die brennbare Luft die Thatsache ausdrücklich betont und sogar die Reini-gung des Gases durch Kalk mitgetheilt. Um so merkwürdiger ist es, daß die gerechten Ansprüche dieses Naturforschers an eine der wichtigsten Erfindungen der Neuzeit so gänzlich unbeachtet bleiben konnten, wie es der Fall ist. Erst in den letzten Jahren hat N. Bobbus in Hetogenbosch nachdrücklich auf die Verdienste seines Landsmannes Minckelers hingewiesen, und kürzlich ist in Maastricht auf Anregung des Bürgermeisters ein Comité zusammengetreten, um an dem Geburtshause des wahren Erfinders der Steinkohlengasbeleuchtung eine Gedenktafel anzubringen.

Der richtige Berliner.

Der Feldwebel instruirte in Gegenwart des Oberleutnants. Feldwebel: „Züßler Plempe, Sie sind ja total gerütert, Ihre Antworten sind ja ganz abrup!“

Leutnant: „Wenn Sie mit Deuten Berlinerisch sprechen, so reden Sie wenigstens forrekt; es heißt nicht „abrup“, es heißt „abjerrup!““

Beobachtlich.

Frau (Morgens): „Um zwölf Uhr piffst Du diese Nacht nach Hause gekommen sein? ... Das glaube ich nicht!“

Mann: „Erkundige Dich nur ... das muß die ganze Nachbarschaft gehört haben!“

Der alte Bekannte.

Gast: „Hören Sie emol, Wirth, das junge Hähnle, das ich mer da b'stellt hab, ischt e guter alter Bekannter von mir.“

Wirth: „Wieso denn?“

Gast: „Ja, wiffest Se, schon im vorigen Jahr hab' ich sein Entele bei Ihne gesse.“